

Von der Kunst des Luxurierens oder Das Überflüssige ist das Nötige*

Michael ANDRITZKY

«Man umgebe mich mit Luxus. Auf alles Notwendige kann ich verzichten», sagte einst Oskar Wilde, und Friedrich der Große, der asketische Preußenkönig notiert: «Der Luxus treibt den Menschen zu keiner einzigen Tugend an, sondern erstickt meist alle besseren Gefühle in ihm.» Die beiden Zitate beschreiben sehr schön die Polarität des Bedeutungsspektrums, den der Begriff Luxus bis heute evoziert.

Seit man von menschlicher Kultur sprechen kann, gibt es den Luxus, verstanden als das Bedürfnis nach dem Nicht-Notwendigen, dem Schönen, dem Prachtvollen oder allgemein gesprochen dem verfeinerten Genuß.

Wo immer und wann immer der Luxus mit seinem Hang zur öffentlichen Repräsentation auftauchte, nie fehlte auch die Warnung vor Übermaß und Verschwendung: «Alles Überflüssige mißfällt Gott und der Natur», so bündig formuliert das z.B. Dante.

Diese Dialektik, die in der Sache selbst steckt, bestätigt auch die Bibel, die keineswegs für eine rigorose Ethik des Verzichts Partei nimmt. Natürlich ist die Völlerei eine Todsünde, andererseits aber heißt es: Wir essen Brot, aber wir leben vom Glanz. Alttestamentarisch ist die Armut eine Prüfung, der Reichtum aber eine Gabe Gottes. Im Alten Testament gilt Armut als soziales Stigma, und es ist eine Sünde, die Armen in ihrer Armut zu belassen. Gott selbst wolle, daß allen etwas gegeben sei, und ein blühendes Gemeinwesen erscheint als Zeichen der Huld Gottes.

Gott – ein Verschwender?

Die Schöpfung selbst entsteht – nach der Religionsphilosophin Gerl-Falkovitz – aus dem Überfluß, aus der Fülle. So gesehen wäre das Nutzlose das Überflüssige – im Sinne des Überfließenden die menschliche Antwort auf die Fülle Gottes und somit das eigentlich Sinnvolle. Fülle wird hier allerdings nicht als bloße Vielzahl, als das Unzählbare, als Anhäufung verstanden, sondern als Vielfalt der Geschöpfe in Ihrer Eigengestalt und ihrer Eigenschönheit. Fülle also in Form gebündelt. Die moderne Biologie bestätigt diese Auffassung, daß das Leben Vielfalt und Fülle, wenn man so will also Luxus ist. Im Reichtum der Natur selbst mit ihrer unerschöpflich scheinenden Artenvielfalt manifestiert sich das Prinzip der «Verschwendung» als Prinzip des Lebens schlechthin.

Auch der Glanz der menschengeschaffenen Dinge wurde lange als «Abglanz» des Göttlichen gesehen, stand die Prachtentfaltung früher Hochkulturen doch weitgehend im Zeichen des Gottesdienstes.

Aber schon in der Antike setzt eine Säkularisierung der Luxusvorstellungen ein, werden materielle Verschwendung und genußorientierte Ausschweifung zum Ausweis sozialer Geltung uminterpretiert. Davon zeugen z. B. Vasenmalereien der späten Tyrannenzeit und der Perserkriege, die das luxurierende Leben der altgriechischen Männergesellschaft mit alkoholischen und sexuellen Exzessen unverblümt abbilden: «Die Bilder feiern das süße Leben und den Luxus der Ausschweifungen, die den Teilnehmern zugleich soziales Prestige eintragen. Noch ein Autor des 4. Jahrhunderts, der reiche Herakleides Pontikos, ein Schüler Platons, gibt diese Auffassung wieder. Nach ihm ist ein Leben im Luxus und in Vergnügungen das Zeichen für einen freien Bürger. Er fährt fort mit der Behauptung, solange Athen im Luxus gelebt habe, sei es die größte Stadt gewesen und habe selbstbewußte Menschen hervorgebracht. Sie hüllten sich in Purpur und ließen sich von ihren Sklaven Stühle nachtragen. So beschaffen waren die Männer, die die Schlacht von Marathon gewannen... Der Gedanke, daß zur Schau gestellter Luxus soziales Prestige eintrage, hat eine lange Tradition. Einem Komödiendichter des 4. Jahrhunderts zufolge erwarten die Götter von den Begüterten, daß sie den ihnen verliehenen Reichtum auch erkennen lassen. Wer seinen Wohlstand verbirgt und mäßig lebt, handelt unlaut, undankbar und kleinlich.» (Nikolaus Himmelmann)

Bis heute scheint sich hier wenig geändert zu haben. So ergab eine Befragung zum Thema Luxuskonsum Anfang der 90er Jahre, daß weder Nützlichkeit noch Brauchbarkeit primär kaufentscheidend waren, sondern das Motiv, damit Aufsehen und Anerkennung zu erringen. Dieses Motiv besitzt also eine lange und noch lange nicht zu Ende geschriebene Geschichte. Sie reicht von den römischen Cäsaren, den Königen der Feudalzeit und den neureichen «Protzen» des aufkommenden Bürgertums im 18./19. Jahrhundert bis zur heutigen Schickeria, den Yuppies und Ultraconsumers.

«Auch weit ärmere Gesellschaften haben hartnäckig danach getrachtet, jenen Überfluß zu erzeugen und zu vergeuden, der den Moralisten von je-

* Dieser Aufsatz wurde vom Autor als zusätzlicher Beitrag für den Tagungsbericht vorgelegt und faßt wesentliche Gedanken des Seminars in weiterführender Art und Weise zusammen. Er ist mit demselben Titel bereits am 14. Okt. 1995 im Basler Magazin Nr. 40, S. 6/7 erschienen.

her ein Dorn im Auge war. Prächtige Grabfunde, unerhörte Pyramiden, goldstrotzende Altäre legen davon Zeugnis ab. Es gibt keine Menschheit ohne diese Sucht nach der Übertreibung, ohne Opferitual und Fest. Die vernünftige, bescheidene Gesellschaft, die darauf verzichtet hätte, mit nimmersatter Energie dem Überfluß nachzujagen – diese frugale Gesellschaft hat es nie gegeben.» (H. M. Enzensberger).

Wo aber stammt er her, wo ist er verankert, dieser mächtige Drang zum Maßlosen und Verschwenderischen? In unserer biologischen Trieb- und Bedürfnisstruktur, in unserer Stammesgeschichte?

Was treibt den Menschen zu barocker Prachtentfaltung im Stile von Versailles oder zum Bau eines Rockefeller Centers? Die nur hinreichende Befriedigung der zentralen menschlichen Grundbedürfnisse nach Nahrung, Kleidung, Wohnung, Bewegung und Selbstdarstellung kann es nicht sein. Also Luxus? Nach der Definition, daß Luxus all das sei, was über die Befriedigung der Lebensnotdurft hinausgeht, fallen zweifellos fast alle namhaften Kulturleistungen unter die Kategorie des Luxus. Man muß nicht Ludwig XIV. bemühen, der ein Festkleid, bestickt mit Brillanten im Wert von 14 Mio. Francs besaß, um zu erkennen, was der Mensch aus dem Grundbedürfnis gemacht hat, seinen Körper vor den Einflüssen der Witterung zu schützen. Ähnliches gilt für die biologische Notwendigkeit, dem Körper Nahrungsenergie zuzuführen. Kochkunst und Tafelkultur wären nie entstanden. Der Blick in ein ganz normales Kochbuch heute beweist, wie erfolgreich der Mensch war, aus der Stillung des profanen Hungers ein verfeinertes sinnliches Vergnügen zu machen. Man muß auch keine Reise zu den Loire-Schlössern unternommen haben, um erstaunt festzustellen, welcher Bau- und Wohnluxus sich um das simple Bedürfnis nach dem Schutz vor dem Wetter entfalten läßt.

Zitieren wir an dieser Stelle noch einmal den Biologen: «Betrachten wir den Material- und Energieaufwand, den wir z.B. in Kleidung und Wohnungsausstattung gegenüber dem, was hinreichend wäre, zu stecken vermögen, so scheint es dafür buchstäblich keine Grenze zu geben. Und selbst wer schon wirklich alles hat, möchte es möglichst noch gleichzeitig mehrfach an den schönsten Stellen von drei Kontinenten haben... Die Evolution der Arten belohnt nicht diejenige Spezies, die im Prozeß der natürlichen Selektion von den Ressourcen besonders sparsam Gebrauch macht, sondern – ganz im Gegenteil – die, welche den Ressourcenverbrauch maximiert, wenn davon die Reproduktion der eigenen Art profitiert.» Das heißt freilich nicht, «daß sich verschwenderischer Umgang mit biologischen Ressourcen evolutionär nicht rächen kann. Wenn die Vermehrung der eigenen Population im Vergleich zu den (Nahrungs-) Konkurrenten durch verschwenderischen Aufwand besser gelingt, so hat die biologische Evolution keine eingebaute Bremse gegen eine solche Ausbeutung der Versorgungsquelle, selbst wenn die Folgen auf lange Sicht selbstzerstörerisch sein sollten... Es gehört zu den eher erschreckenden Einsichten der Evolutionsbiologie, daß nichts eine Spezies daran hindert, sich langfristig selber zugrunde zu richten.

Dem Menschen scheint also eines zu fehlen: Ein gleichsam eingebautes Kontrollsystem zum Maßhalten, zur Selbstbegrenzung, zur Zurückhaltung, zur Bescheidenheit, obwohl uns Weisheitslehren aller Art doch nachdrücklich dazu ermahnen... Von Natur aus ist der Mensch sozusagen nicht weniger maßlos als die lebendige Natur selbst.» (Hubert Markl)

Eleganz – die Kunst des Weglassens

Aber zurück von der Natur- zur Kulturgeschichte. Das Lexikon definiert Luxus als «jenen persönlichen Aufwand, der eine von der sozialen Umwelt als normal empfundene Lebenshaltung auffällig übersteigt». Das kann freilich auch einmal mit Understatement geschehen, wenn der englische Landlord, den jeder im Distrikt kennt, im abgetragenen Tweed mit Lederflecken an den Ärmeln herumläuft. Wirklicher Luxus wird auch nicht immer von jedem erkannt, kommt uns häufig doch im Gewand schlichter Raffinesse entgegen. Der elegante Schnitt des Maßanzugs aus teurem, aber dezentem Tuch offenbart oft nur dem Blick des Kenners, was gut und teuer ist. Umgekehrt entlarvt sich der neureiche Angeber durch allzu offensichtlichen, zur Schau gestellten teureren Zierat als vulgär. Das Platinarmband dagegen verbindet Kostbarkeit mit teurer Unauffälligkeit. Ein wirklich luxuriöser Lebensstil ist also keine einfache Sache, denn gerade das Einfache verlangt höchste Aufmerksamkeit, verschenkt es sich doch der Kunst des Auswählens. Eleganz – der Begriff stammt vom Lateinischen *eligere*, und das heißt: weglassen. Freilich, um etwas weglassen zu können, muß man erst etwas haben.

Im modisch-zeitgeistigen Begriff der «Luxese» wird dies deutlich.

Erinnern wir uns aber noch einmal der allgemeinen Definition, daß Luxus dasjenige sei, was über das zum Leben Notwendige hinausgeht, so muß Luxusentfaltung nicht notwendig mit großem materiellen Reichtum gekoppelt sein: «Wer je einer griechischen Dorfhochzeit beigewohnt hat, der weiß, daß in vielen Gegenden der Welt auch die ärmste Familie bereit ist, sich auf Jahre hinaus zu ruinieren, wenn es darum geht, sich über den elenden Alltag zu erheben.» (H. M. Enzensberger)

Luxus wäre so betrachtet jenes Stück Mehr, das der Mensch braucht, um Mensch und nicht nur Kreatur zu sein. Dieses Mehr, aus dem alle Kultur erwächst, bezeichnet den Raum der Freiheit. «Das Überflüssige und Unvernünftige, das allem Notwendigen und Nützlichen verloren ist, wirkt als ein Signal der Freiheit. Bestätigt wird, was der Mensch weniger als andere entbehren kann: Selbstachtung und Würde. So betrachtet, gewinnt die verschwenderische Gastlichkeit alter Bauern- und Nomadenvölker, die man nicht tiefer kränken kann, als wenn man sie zurückweist, weil man den armen Leuten nichts wegessen möchte, ihren tiefen Sinn. Gerade dort, wo die Erfahrung der Not den Lebenshorizont bestimmt, in der bitteren Armut gewinnt jedes Zeichen des Überflüssigen, jedes Stück Luxus besondere, eher lebenswichtige Bedeutung.» (Christian Graf von Krockow)

Ein Dutzend Rolls-Royces

Dennoch: So wahr das ist (für den Hauptteil der Welt), so wenig beantwortet es uns, die wir im Wohlstand leben, die Frage, was denn nun der wahre und was der falsche Luxus sei, was zur Reichhaltigkeit der Kultur beiträgt und was nur der Eitelkeit und Anmaßung des einzelnen dient und/oder die Ausbeutung der Natur vorantreibt.

Schon Werner Sombart unterscheidet sehr deutlich zwischen quantitativem und qualitativem Luxus. Quantitativ wäre die bloß numerische Steigerung des Aufwandes im Sinne eines immer Mehr und immer Größer, qualitativer Luxus dagegen richtet sich auf die Verfeinerung, Ästhetisierung eines Gutes: den Aufwand an Kunstfertigkeit und Zeit, die Sorgfalt in der Auswahl und Verarbeitung der Materialien, schließlich die künstlerische Veredelung der Form. All das kennzeichnet einen qualitativen Luxus. Freilich ist es kein Widerspruch, wenn jemand als Sammler mit entsprechenden Mitteln qualitativ hochwertige Luxusgüter hortet. Als Beispiel kann der legendäre Baghwan gelten, der seine doch eigentlich geistig begründete Führerrolle mit dem Besitz von einem Dutzend Rolls-Royces glaubte unterstreichen zu müssen. Sehr modern ist diese Form demonstrativer Verschwendung freilich nicht, gilt es doch, heute eher die Millionen möglichst unauffällig am Fiskus vorbei, also unbemerkt in den Verästelungen des internationalen Finanzmarktes zu verstecken. Einer Kultur der dinglichen Verfeinerung, wie sie an den Fürstenhöfen des 17. und 18. Jahrhunderts so prachtvoll aufscheint, ist dies freilich höchst abträglich. Dort wurde der Reichtum direkt und unmittelbar dem Bedürfnis nach eigenem Wohlbefinden und sozialer Geltung, was oft nur die beiden Seiten einer Medaille bezeichnete, dienstbar gemacht. «Aller persönlicher Luxus» entspringt nach Sombart «zunächst aus einer rein sinnlichen Freude am Genuß: Was Auge, Ohr, Nase, Gaumen und Tastsinn reizt, wird in immer vollkommenerer Weise in Gebrauchsdingen irgendwelcher Art vergegenständlicht... ist aber erst einmal Luxus da, so werden nun auch zahlreiche andere Motive rege, die auf seine Steigerung hinaus hindrängen: Ehrgeiz, Prunksucht, Protzerei, Machttrieb, mit einem Wort der Trieb, es den anderen zuvorzutun.»

Wertewandel: Arbeit statt Müßiggang

Dies ändert sich mit dem Übergang zur bürgerlichen Gesellschaft zwar nicht in seinem Wesen, jedoch in seiner Erscheinungsform grundlegend: Die wachsenden Vermögen in bürgerlicher Hand werden nun nicht mehr für persönlichen Luxus und einen verfeinerten Lebensstil verwendet, sondern als «Kapital» angelegt oder als Sparleistung über die Banken dem kapitalistischen Wirtschaftskreislauf zugeführt. In volkswirtschaftlicher Terminologie gesprochen setzt also ein Wandel vom unproduktiven (persönlichen) zum produktiven (unpersönlichen) Luxus ein. Die Luxuskultur verliert mit dem Verschwinden der höfisch aristokratischen Klasse ihr Trägermilieu und damit ihre eindeutige kulturelle Verankerung, denn der höfische Luxus gründete einen geschlossenen, höchst elaborierten Lebensstil, in dem sich das Selbst- und Weltverständnis der Feudalgesellschaft, einer per

definitionem müßigen Klasse, symbolisch ausdrückte. Die bürgerlich-kapitalistische Industriegesellschaft entwickelt dagegen ihre Dynamik und ihr Selbstverständnis um den zentralen Begriff der Arbeit herum, während der Lebensstil (auch der luxuriöse) eher zur Privatsache wird. Zitieren wir hier noch einmal Werner Sombart, der als Sohn eines Rittergutsbesitzers noch ein wenig wehmütig der Kultur des alten Luxus nachsinn: «Positiv aristokratisch ist der Luxus jener Tage durch die Vornehmheit der Gestalt, die er überall annimmt, selbst bei den letzten Knallprotzen, weil er eben unter das Joch des guten Geschmacks, der immer nur bei den wenigen ist, gezwungen wird. Er ist distinguiert, jener Luxus: immer rein ästhetisch, rein formal orientiert. Die Periode umspannt ja vier Stilarten: Gotik, Renaissance, Barock und Rokoko. Aber alle diese Stile sind vornehme Stile, sind Herrenstile, sind vor allem <Stile> und unterscheiden sich dadurch scharf von dem Stil unserer Zeit, der die Stillosigkeit ist und der damit das Merkmal des Plebejischen an der Stirn trägt.»

Die Industriemoderne zeigt hier ihr Doppelgesicht besonders deutlich: Indem sie den Eigennutz legitimiert, die Chancengleichheit zum Prinzip erhebt und dem einzelnen die Verantwortung für sein Lebensschicksal überantwortet, trägt sie entscheidend dazu bei, daß aus dem angestammten Reichtum weniger der (relative) Wohlstand vieler werden konnte. Die Gewinne müssen freilich mit den Verlusten gegengerechnet werden. Wenn alle nach dem Glück rennen, wenn «time» money bedeutet, so bleibt die Kultur der Muße und die «Kunst des Luxurierens» allzu leicht auf der Strecke. Erst spät dämmert es uns, daß Konsumieren nicht mit Lebenskultur gleichzusetzen ist, Verbrauchen etwas anderes bedeutet als Genießen, und daß Haben nicht automatisch zu schönen Erlebnissen führt.

Der Verlust der ars vivendi

Der moderne Mensch, von unzähligen Angeboten und Wahlmöglichkeiten umzingelt, entdeckt, daß das Leben kurz ist und er die ars vivendi (die Lebenskunst) nicht gelernt hat. Fast scheint es so, als galoppiere uns die Zeit davon, je mehr Optionen wir haben und je größer unsere Wahlmöglichkeiten sind. «Man hat die Wahl, worum auch immer es gehen mag: Essen, Wohnen, Haushaltsführung, Zerstreuung, Bildung, Selbsterfahrung, Transport, Gesundheit, Information usw... Man befindet sich in einer Situation, die besser als Entscheidungssoß denn als Entscheidungsdruck zu bezeichnen ist. Für das Einschalten oder Nichteinschalten des Radios besteht kein dringender Bedarf; und der Kauf des x-ten Paares Schuhe erfolgt ohne Notwendigkeit; das gerade erstandene Buch wird vielleicht nie gelesen; man geht ins Restaurant, obwohl man gerade zu Abend gegessen hat. Es kommt nicht darauf an, aber man wählt dieses, macht jenes, nimmt irgend etwas im Vorbeigehen noch mit, findet etwas anderes ganz nett und holt es sich. Man muß sich nicht entscheiden, aber man entscheidet sich doch, wie jemand, der im Zustand der Sättigung gedankenverloren in eine volle Pralineschachtel greift... Die ständige Hintergrunddrohung der Langeweile verbindet sich mit der Angst, etwas zu versäumen. So groß die Zahl der Angebo-

te auch ist, im Konsum des Erlebnisses liegt unvermeidlich eine Festlegung. Könnte es nicht sein, daß das andere Fernsehprogramm doch besser ist? Vielleicht ist in der nächsten Diskothek mehr los als in dieser? Vielleicht hätte mir ein anderer Mensch mehr zu bieten als der, auf den ich mich eingelassen habe? Gewählt zu haben bedeutet immer auch, andere Möglichkeiten ausgeschlagen zu haben.» (Gerhard Schulze)

Zeit als Luxus

Je schneller sich das Karussell der Möglichkeiten dreht, je kurzweiliger sich das Leben gestaltet, desto kürzer erscheint es auch. In der Tat ist der Wandel des Zeitbegriffs und des Zeitgefühls in der sich entfaltenden Moderne ganz entscheidend auch für unser Thema, das Phänomen des Luxurierens. Muße hatte immer etwas mit Zeitsouveränität und Zeitluxus zu tun. Es ist historisch höchst interessant zu beobachten, wie aus einem Adelsprädikat eine bürgerliche Untugend wird, indem es nun heißt: «Müßiggang ist aller Laster Anfang».

Der Wandel des Zeitbegriffs setzt bereits im ausgehenden Mittelalter ein: «Die Regel im Mittelalter war die lange Produktionszeit: Jahre und Jahrzehnte wurde an einem Stück, an einem Werk gearbeitet. Man hatte keine Eile, es vollendet zu sehen. Die Kirche, das Kloster, die Stadtgemeinde, das Geschlecht würden die Vollendung sicher erleben, wenn der einzelne Mensch, der die Arbeit in Auftrag gegeben hatte, längst vermodert war. Die Mailänder Familie Sacchi hat während dreier Jahrhunderte, durch acht Generationen hindurch, an den Inkrustierungen und Intarsien der Altarplatten gearbeitet... Seitdem das Individuum sich herausgerissen hatte aus der es überdauernden Gemeinschaft, wird *seine* Lebensdauer zum Maßstab seines Genießens.» (Werner Sombart)

Genuß – aber bitte sofort

Die Entfaltung des weltlichen Luxus im 17. und 18. Jahrhundert stand bereits ganz unter dem Zeichen der möglichst schnellen Nutz- und Dienstbarmachung der genußdienlichen Güter. Aufgeschobene Befriedigung, Lohn, der erst für eine ferne Ewigkeit verheißen wird, war nie Sache der aufbrechenden Neuzeit. In einem Lexikon aus dem Jahr 1863 lesen wir zum Stichwort Luxus eine Definition, die, wenn auch mit anderen Worten, den hedonistischen Lebensstil der Yuppies heute beschreiben könnte: «Wohlleben, Schwelgerei, genußreiche Wollust, Pracht.» Auch wenn es im Gegensatz zur Feudalaristokratie heute kein Widerspruch mehr ist, für das eigene Wohlergehen hart zu arbeiten, so haben die ästhetisch und sozial unterschiedlich ausgeformten Lebensweisen des Adligen bei Hofe, des Dandys, des Bonvivants und des Yuppies doch eines gemeinsam, daß der Genuß hier und heute eingefordert wird. Freilich macht es einen gewaltigen Unterschied, ob ich mich auf den Standpunkt stellen kann, daß – zitiert nach Werner Sombart – es eines vornehmen Mannes zwar würdig sei, Geld auszugeben, nicht aber solches zu verdienen, oder ob ich die knappe Lebenszeit in Arbeits- und freie Zeit aufteilen muß. Dazu kommt, daß heute jede Generation aufs neue ihren eigenen Lebensstil finden und ausagieren muß, al-

so nicht auf vorhandenem Terrain weiterbauen kann. Auch ist die Vielfalt der Angebote, sich zu vergnügen, größer als früher. Buchstäblich die ganze Welt ist zum Verfügungsraum geworden. Insbesondere das Reisen zehrt am knappen Zeitbudget und dient selten der Verfeinerung des eigenen Selbst. Die boomende Freizeitindustrie tut ein übriges, um uns gar nicht erst zur Besinnung kommen zu lassen, geschweige denn, da wir in Muße eine vergleichbare Kultur der Lebensgestaltung zumindest der Form nach entwickeln, wie die höfische Gesellschaft sie in der hohen Kunst des Luxurierens zweifellos besessen hat.

Wie aber könnte eine solche Kunst beschaffen sein, und welches wären ihre Parameter? Müßte man nicht den Begriff des Luxus in der Überfluggesellschaft völlig neu definieren? Und hätte dieser neu definierte Luxus überhaupt noch etwas mit Prachtentfaltung, demonstrativem Konsum, verdinglichten Symbolen des Reichtums (etwa dem Luxusauto, der Villa in Saint Tropez usw.) zu tun? Orientieren sich manche Leute nur deshalb an der Glitzerwelt des Jet-set, weil sie wie dieser noch nicht gelernt haben, über Luxus neu und völlig anders nachzudenken?

Um dieses Nachdenken ging es kürzlich auch an einer interessanten Tagung der evangelischen Akademie Tutzing am Starnberger See unter dem Titel «Die Kunst des Luxurierens. (K)ein ökologisches Paradox?»

Das Leben selbst – der größte Luxus

Was heißt heute, so wurde gefragt, Luxus in unserer westlichen Welt des materiellen Überflusses, wo keiner mehr elementare Not leiden muß und viele mehr haben, als ihnen vielleicht guttut? Welches sind die ökologischen Folgen des allgemeinen Wohlstands, und was ist im Zeichen des Konsumismus aus der Kultur des Genießens geworden? Was bedeutet es, wenn eine hemmungslose Verbrauchsmentalität dazu führt, daß wir die natürlichen Grundlagen des Lebens selbst und damit auch unseres Wohlstandes aufzehren und zerstören? Welche ethischen Fragen (Verantwortung für zukünftige Generationen) knüpfen sich daran? Müssen wir nicht zuallererst wieder lernen zu schützen, was wir schätzen, und in unserer Hybris begreifen, daß das Leben selbst der größte Luxus ist? Wäre dann nicht eine neue Lebenskunst, ein neues Bild vom guten Leben zu entwickeln, das nicht auf verordneter Bescheidenheit und erzwungenem Verzicht beruht, sondern Fülle anders, nicht im Sinne der Verschwendung und Vergeudung von Ressourcen versteht?

In diesem Zusammenhang ist die Frage nach dem Verzicht interessant. Verzicht ist nicht nur eine politisch höchst unpopuläre Vokabel, der Begriff ist auch historisch hochgradig mit Angst und un-guten Erinnerungen besetzt. Die harten Nachkriegsjahre sind noch deutlich im Bewußtsein. Dabei muß man vielleicht nur die Fragen heute anders stellen: «Ist es Verzicht, von München nach Hamburg im ICE statt im Auto zu fahren? Ist es Verzicht, wenn ich zum Auspacken eines Oberhemdes nicht mehr fünf Minuten brauche? Verzicht wäre es, wenn meine Enkel die Sonne meiden müßten,

weil ihnen Hautkrebs droht, wenn sie um Tee zu kochen teures Mineralwasser ins Haus schleppen müßten, wenn sie nicht mehr wüßten, was eine Wanderung im Schwarzwald ist.» (Erhard Eppler)

Weiter könnte man mit der Umweltpsychologin Sigrun Preuss fragen, warum nicht auch ein ökologisch bewußterer Lebensstil im weiteren Sinne dem Lustprinzip folgen und dem Bedürfnis nach Schönheit Rechnung tragen sollte? Könnte es nicht Zuwachs an Lebensqualität bedeuten, saubere Luft zu atmen, reines Wasser zu trinken, Ruhe vor Verkehrslärm zu genießen, Fahrrad statt Auto zu fahren und in einer naturnahen Landschaft spazierenzugehen?

Neue Wohlstandsmodelle

Hier klingt bereits der neue Wertekanon an, der unter dem Begriff «Neue Wohlstandsmodelle» oder wie in Tutzing als «Kunst des Luxurierens», gegenwärtig diskutiert wird. Noch steht die Debatte ganz am Anfang, noch sind die Konturen des Neuen unscharf, vor allem bleibt die große Frage offen, ob der verwöhnte Mensch unserer Tage, der Mensch, das «maßlose Wesen» überhaupt mitspielt und wie man ihn überzeugen kann, daß es nicht doch eine Kröte ist, die er schlucken soll, sondern daß es seinem eigenen Wohlbefinden dient, wenn er «anders» zu leben lernt. Viele Vordenker haben auch den Glauben an die Kraft der Vernunft, das, wie der Philosoph Otfried Höffe sagt, «aufgeklärte Selbstinteresse» noch nicht aufgegeben. «Warum», so fragt der alternative US-amerikanische Energiepapst Lovins, «sollten wir die Erde vor lauter Dummheit und vordergründigem Gewinnstreben ruinieren, wenn wir sie auch erhalten können und es uns dabei sogar noch gut geht?» Ähnlich argumentieren politisch engagierte Energiewissenschaftler, wenn sie z.B. vorrechnen: «Allein durch eine mäßige Verhaltensänderung, die nichts kostet und keinen Konsumverzicht bedeutet – volle Waschmaschine, Licht aus in menschenleeren Räumen, Kühlschrank nicht neben dem Herd etc. – läßt sich der Stromverbrauch um 10 % senken. Würden alle Bundesbürger diese Kleinigkeiten befolgen, könnten die Elektrizitätswerke zwei große Kohlekraftwerke oder ein 1200-Megawatt-Atomkraftwerk ersatzlos abschalten.» (H. Grassl/R. Klingholz)

Vernunftappelle allein aber werden nicht genügen, wenn von liebgewordenen Bequemlichkeiten (des Handelns und des Denkens) Abschied genommen werden soll. Ein allgemeiner Wertewandel und ein grundsätzlich anderer Lebensstil sind notwendig, soll der Übergang zum postmaterialistischen Zeitalter, vom quantitativen zum qualitativen Luxus bewältigt werden.

Bisher lassen sich die Bausteine einer solchen neuen Lebensweise, die sich nicht in PS-Zahlen, Geschwindigkeitsgradienten, Wachstumsraten etc. ausdrücken läßt, nur heuristisch beschreiben. Ganz unklar bleibt auch, wie – und aus welchen Anlässen heraus (Katastrophen?) – sich die Wende vollziehen könnte. Zunächst freilich muß erstmal ein breiter gesellschaftlicher Diskurs einsetzen. Die folgenden Fragen und Stichworte sollen andeuten, um was es dabei gehen könnte.

Fragen an die Zukunft

Nachdenken über die Dinge: Welche dienen dem Leben, welche sind unproduktiv, kosten also Lebenszeit, ohne die Lebensqualität zu steigern? Welche Dinge geben nur vor, uns zu dienen, obwohl wir ihnen dienen?

Was ist heute wirklich knapp, also Luxus? *Zeit und Muße*, Kontemplation, Besinnung, Nachdenken, aber auch gute Luft, sauberes Wasser, wirkliche Freundschaften...?

Seelischer Luxus – könnte das – auf unser Thema bezogen z.B. heißen, die Fähigkeit zum Genuß im oben beschriebenen qualitativen Sinne zurückzugewinnen? (Wer nicht genießen kann, ist ungenießbar...) Überhaupt sollte man sich an die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Genießen als «gemeinsame Nutznießung, Gemeinschaft, was uns in Genosse noch so naheliegt» (Brüder Grimm, Deutsches Wörterbuch) erinnern.

Praktizieren von *Mitmenschlichkeit*, als Fürsorge im Sinne von «cura» – Sorge, Sorgfalt als eine befriedigende soziale Handlung.

Fähigkeit zum *Selbstgenuß*, verstanden als freudvolle «Arbeit» an sich selbst mit dem Ziel der Verfeinerung des Lebensgenusses.

Elementarer Bestandteil dessen ist der *Sinnengenuß*, definiert nicht als passives Konsumieren, sondern als aktive Beanspruchung aller Sinne (d.h. die Sinne lohnen es, wenn man sie beansprucht).

Wichtig ist auch, über den *Naturgenuß* neu nachzudenken. Naturgenuß wäre hier das Ergebnis bewußter Naturerfahrung, lernenden Sicheinlassens. Aus Wissen und besserem Verständnis entwickelt sich Verantwortungsbewußtsein (schützen, was man kennt und daher schätzt). Nicht zuletzt sei hier der *Schönheitsgenuß* genannt als Inbegriff des immateriellen Luxus. Im Schönen, so meinten die Griechen, offenbare sich das Göttliche, und dem Schönen nachzustreben, sei der Menschen höchstes Ziel. Schönheit ist jenes funktional unnötige Mehr, jener unproduktive, rational nicht erklärbare Überschuß in Natur und Kultur, den der Mensch neben dem Lebensnotwendigen am nötigsten braucht. Muße (also eine luxurierende Lebenshaltung) ist erforderlich, um sich dem Schönen zu nähern. Im Kunstgenuß, aber nicht nur hier, wird deutlich, was gemeint ist. Eng damit verbunden ist das *creative Tun*, verstanden als ein eigenschöpferischer Vorgang, mittels dessen das Rohe, Ungeformte, also Natur in Kultur verwandelt wird. Auch die Verfeinerung und Veredelung, von der Sombart spricht, ist hier gemeint. Schöpferische Tätigkeiten lassen sich nicht «verrechnen», sind hochgradig «sich selbst belohnend», dienen also unmittelbar der Steigerung des Lebensgenusses aus sich selbst heraus und verbrauchen wenig materielle Ressourcen.

Ganz ähnlich verhält es sich mit der *Wißbegierde*, dem nicht-instrumentellen Lernen. Welch ein Luxus, etwas lernen und verstehen zu wollen, ohne den Zwang zur Anwendung im Nacken zu spüren. Nicht von ungefähr spricht man auch von «geisti-

gen Abenteuern». Hier öffnet sich ein weites Zukunftspanorama, lädt doch das gesammelte Wissen der Menschheit dazu ein, neu angeeignet und weitergedacht zu werden.

Auch dem *Humor* und dem *Lachen* wohnt dieses Moment des Selbst-Genügsamen, die Psychologen würden sagen des «intrinsisch Motivierten», inne. Man stelle sich eine Kultur vor, in der diejenigen die höchste soziale Anerkennung erfahren, die die ganze Palette von der humorvollen Geistreichelei dem Bonmot, der hintersinnigen Ironie bis zum deftigen Witz beherrschen.

Nicht zu vergessen sind all jene klassischen Formen des Luxus, die zeitgemäß neu ausgefüllt oder

wieder entdeckt werden könnten: die luxurierende Kunst des *Festefeierns*, die wirkliche *Eß-* und *Tafelkultur* mitsamt der Kunst des Tischgesprächs. Zu nennen wäre auch die Fähigkeit, sich und seine Wohnumwelt zu schmücken, sowie die unendliche Vielfalt der Gartengestaltung. Und was ließe sich aus dem Reisen machen, wenn wir dieses weite Feld wieder selbst bestellen und nicht dem Reisebüro überlassen würden.

Anschrift des Verfassers:

Michael Andritzky
Belchenstr. 43
76159 Karlsruhe

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Laufener Spezialbeiträge und Laufener Seminarbeiträge \(LSB\)](#)

Jahr/Year: 1997

Band/Volume: [2_1997](#)

Autor(en)/Author(s): Andritzky Michael

Artikel/Article: [Von der Kunst des Luxurierens oder Das Überflüssige ist das Nötige 103-108](#)